Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 3 (1908-1909)

Heft: 13

Rubrik: Umschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Umschau

Mendelssohns hundertster Geburtstag. Mendelssohns hundertster Geburtstag ging ziemlich unbemerkt vorüber. Selbst in Deutschland, wo man doch so gerne Jubiläen feiert, fühlte man sich nicht bemüßigt, den Geburtstag Mendelssohns in festlicher Weise zu begehen. In der Schweiz noch weniger. In Bern z. B. erwähnte meines Wissens keine der Tageszeitungen die hundertste Wiederkehr des Geburtsfestes des Tondichters. Ein Gesangverein, der Berner Männerchor, war es allein, der sich dieses Tages erinnerte und der im Kreise seiner Mitglieder durch einen Vortrag und durch die Wiedergabe einiger Mendelssohnscher Kompositionen auf die Bedeutung des großen Musikers hinwies. Mendelssohn hat dieses ungewöhnliche Schweigen und diese Zurückhaltung nicht verdient. Durch Wagner-Liszt ist der Tondichter in den letzten Jahrzehnten sehr in den Hintergrund gedrängt worden, und die leicht ansprechende Lieblichkeit, der bestrickende Schmelz, den so viele seiner Werke besitzen, wurde bei ihm schließlich nur noch als Mangel an Tiefe gedeutet. Aber man tut Unrecht daran, Mendelssohn die Tiefe abzusprechen; daß er in ungewöhnlich tiefer Weise fühlte — daran kann kein Zweifel bestehen. Seine „Lieder ohne Worte" und seine Kompositionen für Singstimme und Klavier atmen eine Innigkeit, die nur aus tiefstem Herzen quellen kann. Mendelssohn hat jedoch auch tief gedacht: er hatte freilich nicht die grüblerische Anlage, die etwa einem Brahms eignet, aber er war auch nie oberflächlich, nie banal. Seine Symphonien, oder auch sein Oktett für vier Violinen, zwei Violen und zwei Violoncelle sind hierfür die besten Belege; Stimmung und Gedanke paart sich in ihnen oft ganz wundervoll. — Mendelssohns Schaffenskraft war unerschöpflich. Unerschöpflich war auch das Quellen seiner Phantasie, die ihn für das Wirken auf allen Gebieten der Musik befähigte, mit Ausnahme der Oper. Und doch ging Mendelssohns große Sehnsucht gerade nach der Betätigung auf diesem Felde. Das Fehlschlagen seiner Versuche, sich auch hier durchzusetzen, hat ihn dann um so nachdrücklicher dorthin gewiesen, wo seine eigenste Begabung lag. Mendelssohns Kunst in Kürze zu charakterisieren, hat keinen Sinn. Denn unser Volk kennt gerade diesen Tondichter doch zu gut und weiß auch, was es ihm zu danken hat. Aber auf ein Faktum möchte ich noch hinweisen, das fast ganz in Vergessenheit geraten ist: wir haben Mendelssohn die Wiedergewinnung der Bachschen Matthäuspassion zu verdanken. Fast hundert Jahre waren vergangen, seit die Matthäuspassion geschaffen war, als der damals kaum zwanzigjährige Mendelssohn unter den größten Schwierigkeiten und Hindernissen eine Aufführung der Passion durchsetzte, die von diesem Tage an der musikalischen Welt wiedergewonnen war. Wenn man bedenkt, daß selbst Leute wie Zelter nicht an die Möglichkeit einer weihevollen Aufführung glaubten, kann man die Größe, die Selbstverleugnung, den Mut und die Aufopferung erst recht würdigen, die dazu gehörten, eine Aufführung zu erzielen, von der Goethe sagte: „Es ist mir, als ob ich von ferne das Meer brausen hörte."

G. Z.

Zürcher Stadttheater. Schauspiel. Zu Lichtmeß hatten wir eine Uraufführung: Carl Friedr. Wiegands dreiaktiges Drama „Winternacht" wurde auf unsrer städtischen Schauspielbühne im Pfauentheater auf seine Wirksamkeit geprüft. Schon letztes Jahr hatte der auch den Lesern der Berner Rundschau wohlbekannte Autor an einem literarischen Wildenschaftsabend den ersten Akt zur Vorlesung gebracht und damit einen starken

Eindruck erzielt. Die Frage, die sich damals den Hörern aufdrängte, hatte nicht etwa der Bühnenwirkung gegolten, wohl aber erstand beim Einen und Andern das Bedenken, ob Wiegand sein Drama auf der dramatischen Höhe dieses ersten Aktes würde halten können; denn in diesen war eine solche Fülle des Geschehens bis zur Höhe vehementer Tragik zusammengedrängt, daß man nur schwer sich vorstellen konnte, wie da für die Fortsetzung ein Plus denkbar sein würde. Diese Bedenken hat nun die Bekanntschaft mit dem ganzen Werke, und zwar im Theater, nicht bloß in einer Rezitation, wesentlich beseitigt.

Sehen wir uns zunächst diesen ersten Akt in seinen Hauptzügen an. Seit langen Jahren liegt mit autoritärer Schwere die Hand des Pfarrers Rohde über Steindorf (im thüringischen Niederhessen). Als ein kleiner Papst schaltet und waltet er. Wir sehen, wie er seine Gemeindeglieder, die jungen wie die alten, scharf regiert, an einem eklatanten Falle. Der junge trotzige Sohn des Holsteinbauers führt sein Gelüste unter den Dorfschönen ohne viel Bedenken spazieren: zwei Mädchen sind seiner Verführung (der sie wohl nicht allzu stark widerstanden haben) erlegen — die eine, die elternlose arme Anna Maria Bernstein, soll er auf das Gebot des Pfarrers, der ihm die Kniee auf den Beicht- und Betschemel niederzwingt, durch die Ehe ehrlich machen; der alte Holstein hat nichts dagegen. Die Zweite aber? Nun, ihr Vater, der Nicolaus Lang, wütend über die seinem Kind und seinem Haus angetane Schmach, will selbstverständlich auch von keiner andern Lösung wissen, als daß die Ehe das Irreguläre ausgleiche; dem aber widersetzt sich der Pfarrer, der, wie wir sahen, dem jungen Holsteinschen den Weg vorgezeichnet hat; für die Gertraude Lang wird sich schon ein andrer passender Mann finden, dafür will er, der Pfarrer, schon sorgen. Und Nicolaus Lang muß sich, so furchtbar ungern er's tut, fügen; denn der Pfarrer hat ihn in der Hand als Entdecker, aber nicht Offenbarer eines Meineids des Lang.

So scheint diese Sache erledigt und geordnet. Allein menschliche ungezügelte Leidenschaft macht einen Strich durch alle pfarrherrlichen Zwangsvorsichtsmaßregeln und Machtgebote: am Abend der Winternacht gerät Lang mit dem Verführer seiner Tochter, wie dieser aus dem Pfarrhausgarten auf dem Wege über die Mauer sich davonmacht zum Stelldichein mit der Anna Maria, zusammen, und die Begegnung endet mit der Tötung des jungen Holstein. Ins Pfarrhaus kehrt der Täter zurück. Des Pfarrers Tochter, die stille, in ihrem Willen vom Vater stark unterjochte feine Magdalena, ist die Erste, die begreift, wie die Dinge zusammenhängen; der Pfarrer selbst erfährt das Furchtbare auch. Diesmal aber soll Lang nicht etwa auf des Pfarrers Schweigen rechnen dürfen; sofort soll er sich dem Gericht stellen zur Sühne seiner Tat. Da bittet Lang um einen kleinen Aufschub: zu Hause liegt seine alte Mutter auf den Tod; diese Nacht wird ihre letzte sein. Soll sie nicht sterben dürfen, ohne das Entsetzliche erfahren zu haben: der Sohn als Mörder, ihre Enkelin als Verführte? Und der Pfarrer bewilligt die kurze Frist: am andern Tag dann aber soll die Anzeige unbedingt erfolgen.

Dies der erste, wie man sieht reichlich bepackte erste Akt, der in der Aufführung, was sich leicht denken läßt, eine starke Wirkung ausübte und dem Autor mehrfachen Hervorruf eintrug.

Auf dieser Fristgewährung baut sich der weitere Fortgang des Dramas auf. Es war ein ungemein kluger, sein Gefühl für die Dynamik des Dramas deutlich belegender Zug Wiegands, daß er den zweiten Akt von furchtbaren Entladungen freihielt und ihm ein gewisses episches farbiges Behagen verlieh. In der Dorfschenke, wo am Abend alles zusammenläuft zu Schwatz und Trank, wird die Bluttat besprochen; der Dorfgendarm, der gleich einen Verdächtigen (natürlich einen irrtümlich Verdächtigten) hat einstecken lassen, benützt das Wirtshaus als Schauplatz seiner wichtigtuerischen Amtstätig-

keit und beginnt sofort zu verhören und seine Recherchenweisheit auszukramen. Aber die falsche Fährte muß er bald aufgeben; der alte Holstein hat eine weit solidere. Aber aus den Spuren im Schnee beim und im Pfarrgarten zieht er die rechten Schlüsse doch nicht. Auf den Nicolaus Lang kommt er so wenig als irgend ein Anderer unter den Bauern. In Lang selbst aber ist nur der eine Gedanke lebendig: für sein Schuldbekenntnis einen längern Aufschub erlangen zu können, als der Pfarrer ihm zugebilligt hat. Zu diesem Zwecke nimmt er, den der Pfarrer als eines seiner treuesten Gemeindeglieder glaubte ansprechen zu dürfen, seine Zuflucht zu der weisen Frau, die für alle geistigen und physischen Beschwerden, für die Krankheit des Menschen und des Tiers ihre probaten Mittelchen zur Verfügung hat, zur Frau des Dorfwirts. Sie soll ihre Gesundbeterei an der alten Lang erproben und so, indem dem Leben der Mutter Weiterdauer verschafft würde, dem Sohn (und Bluttäter) Straflosigkeit bescheren.

Diese Kalkulation macht der alte Holstein zunichte. Der dritte Akt bringt die Lösung. Bei der alten Lang hocken die Betschwestern und Betbrüder und erledigen unter dem Kommando der Dorfwirtin ihre Gebetsexerzizien für die Heilung der Kranken. In ihren Konventikel bricht gewaltsam ein der alte Holstein. Auch er verlangt in dumpfem Aberglauben nach dem Dorffaktotum: die Zauberkundige soll den Mörder ausfindig machen, das Geheimnis der Tat noch in dieser Nacht gelüftet werden. Zu diesem Zweck hat der Alte die Bahre mit dem toten Sohn hereinschaffen lassen in das Zimmer, wo um das Krankenlager der Mutter Lang die Gebetsmühle klappert. In Anwesenheit des Toten muß der Zauber geschehen: ein Schlüssel, an der Decke aufgehängt, scheinbar von selbst in Bewegung geratend, soll durch seine Richtung und die Zahl seiner Drehungen den Ort, das Haus angeben, in dem der Mörder weilt. Der Verdacht des alten Holstein ist schon vorher auf seltsame Abwege geraten. Der Haß war dabei sein Wegleiter. Den Pfarrer selbst hält er der blutigen Tat an seinem Sohne für fähig. Einst hatte der Pfarrer ihn, den alten Holstein, ohne weiteres der Brandstiftung bezichtigt, und diese Schmach hatte er auf sich sitzen lassen müssen, lange, lange Jahre, und tödlicher Haß gegen den Urheber des anklagenden Wortes war seither seine Losung gewesen. Dieser Haß ist so blind geworden, daß er das Furchtbarste dem harten pastoralen Sittenrichter zutraut. Und der Schlüssel funktioniert so, daß sein Verdacht sich ihm zur Gewißheit verdichtet. In diesem Augenblick tritt der Pfarrer selbst, von dem Gebetsschwindel unterrichtet, ins Gemach. Er verläßt es nicht wieder; die unerwartete unglaubliche Anschuldigung, die aus des alten Holstein Mund wild an sein Ohr dringt, bricht ihm, dem vor kurzem erst schwere Krankheit hart zugesetzt hat, das Herz. Erst an seiner Leiche wird dem alten Holstein sein Unrecht klar: denn der Tod des Pfarrers hat nun auch dem verstockten Nicolaus Lang die Zunge zum Schuldbekenntnis gelöst . . . .

Mit kräftiger Hand ist der Stoff, dem man die Echtheit der Lokalfarbe sofort anmerkt, von Wiegand organisiert und mit heißem dramatischem Atem bedacht worden. Das Temperamentvolle des ganzen Wurfs, die saftige Lebendigkeit der meisten Gestalten, das resolute auch vor starken Effekten nicht zurückschreckende Ausgestalten der entscheidenden Szenen — das sind die Vorzüge dieses dramatischen Erstlings; das, was verheißungsvoll in die Zukunft weist. Die psychologische Verankerung der Handlung ist nicht von derselben Qualität. Auf die törichte Verdächtigung des Pfarrers von seiten des alten Holstein den tragischen Schluß aufzubauen, wirkt durchaus nicht überzeugend. Aber das Starke, Naturwüchsige, dichterisch klar und farbig Geschaute des Dramas verhalf ihm zu einem ehrlichen, starken Erfolg, an dem nicht zu deuteln ist.

Die Aufführung war nach Darstellung und Inszenierung schlechthin mustergültig.

Man darf wohl ohne Übertreibung sagen: eine derartig rund geratene Première haben wir noch nie in unserem Schauspiel erlebt. Oberregisseur Danegger hat hier wieder Ausgezeichnetes geleistet. Er selbst spielte den Pfarrer mit der ganzen Kunst seiner scharfen Charakteristik, und der alte Holstein des Herrn Ehrens und der Nicolaus Lang Hrn. Mosers — um nur diese Hauptdarsteller zu nennen — sekundierten untadelig. Der Abend war für unser Schauspiel ebenso ehrenvoll wie für den Autor. H. T.

Berner Stadttheater. Schauspiel. Die deutschen Kleinstädter. Lustspiel von Kotzebue. Kotzebue — nennt man seinen Namen, so steigt unwillkürlich die Vorstellung von etwas Verstaubtem, Abgestandenem, Überlebtem in uns auf. Wer nicht zünftiger Literarhistoriker ist, kennt die Werke Kotzebues allenfalls aus der Literaturgeschichte — aus eigener Anschauung, eigener Lektüre nur in den seltensten Fällen. Ich weiß nicht, war es München oder Berlin, das zuerst auf den Gedanken gekommen ist, Kotzebue aus Staub und Vergessenheit hervorzuziehen; eines aber ist sicher: daß das Experiment vorzüglich gelungen ist und daß das Kotzebuesche Lustspiel über eine Bühne nach der andern geht und überall fröhliches Lachen und Freude schafft. Denn obgleich die Gestalten im Biedermeierkostüm über die Bühne ziehen — sie kommen uns doch höchst modern vor, und man freut sich behaglich der harmlosen Satyre, die auch für heute noch ihre unbeschränkte Berechtigung hat. Das Lustspiel fand eine sehr hübsche Aufführung; ein munteres, nie stockendes Tempo, eine angemessene Ausstattung, und eine befriedigende Besetzung fast sämtlicher Rollen brachten das Stück zu bester Wirkung. Die Regie lag in den Händen von Franz Kauer. G. Z.

— Oper. Gastspiel Sigrid Arnoldson. Sigrid Arnoldson ist wohl eine der letzten Repräsentantinnen alter Gesangskunst. Die Unfehlbarkeit ihres Tonansatzes und die Klarheit und Geschmeidigkeit ihrer Koloraturen, dazu vor allem die Modulationsmöglichkeiten ihres Organes — dies sind alles Dinge, die, wie Franz Liszt schon sagte, beinahe zur Sage geworden sind.

Aber Sigrid Arnoldson bietet in ihren Bühnenleistungen auch den Beweis dafür, daß diese intensive Gesangskunst unserem modernen Empfinden nicht unbedingt und allein zusagt. Denn gerade diese gefeierte Künstlerin — sie hat mich als Vertreterin ihrer Partien (Traviata, Carmen, Margarethe) enttäuscht. Der wundervolle Klangreiz ihrer Stimme war durchaus nicht immer adäquat zum Ausdruck einer Stimmung oder eines Charakters. Der Stimme und ihrer Kunst zuliebe vergaß Sigrid Arnoldson die höchste Aufgabe des heutigen Bühnenkünstlers, den ideellen Gehalt seiner Rolle ganz auszuschöpfen, Empfindung auszulösen, in scharfen Umrissen einen Charakter darzustellen.

Und Sigrid Arnoldson hatte gerade solche Gestalten bei ihrem Gastspiel gewählt, die psychologisch interessant sind; was wir aber vernahmen, war durchaus nicht etwa die Charakterisierung der italienisch-französischen Traviata, der spanischen Carmen, des deutschen Gretchen (Rollen, die in dieser Folge geradezu zu vergleichender Analyse herausfordern), sondern wir hörten stets nur Sigrid Arnoldson mit ihrer schönen Stimme, ihren Koloraturen, ihrer Gesangskunst — ein Konzert auf der Bühne, ein Gesangssolo mit Chor- und Orchesterbegleitung. Denn ihre ganze Umgebung mußte ihrer Kunst weichen, mußte vor dem Charme ihrer Erscheinung und vor der Eleganz ihrer Sprache weit zurücktreten. Sogar das Orchester spielte nur die Rolle gehorsamer Heerfolge. Sigrid Arnoldson machte aber auch nicht den geringsten Versuch, die tüchtigsten ihrer Mitspieler neben sich hervortreten zu lassen, sich mit ihnen im künstlerischen Wirken zu vereinigen.

Dies alles hat auch unser Publikum empfunden, das in lautem Beifall das anerkannte, was die Künstlerin in ihrem Können auszeichnete, das aber seinerseits Sigrid Arnoldson nicht warm an sein

Herz schloß, sondern wie einen leuchtenden Stern wohl bewunderte, aber rasch wieder vergessen hat. E. H—n.

Basler Musikleben. Im VII. Symphoniekonzert der allgemeinen Musikgesellschaft spielte Karl Flesch aus Berlin das Beethovensche Violinkonzert. Vermöge seiner unfehlbar sichern Technik, zu der sich reifes musikalisches Empfinden und klare Gestaltungskraft gesellen, hatte der Geiger einen vollen und großen Erfolg. In der Violinsonate von Nardini, sowie in der Bachschen Zugabe bewies er feinstes Stilgefühl; in ersterer wußte er den weichen, melodiösen Charakter trefflich wiederzugeben, und bei Bach überraschte er durch große Plastik. — Das Orchester spielte großzügig die Ouvertüre zu Egmont von Beethoven, und der Symphonie in D-Dur (Br. & H. 2) wurde eine sorgfältig vorbereitete, stilgerechte Ausführung zuteil. — Am 31. Januar gab die Basler Liedertafel im Münster ihr alljährlich wiederkehrendes Orchesterkonzert. Das Hauptwerk des Abends war das „Liebesmahl der Apostel" für Chor und Orchester von Richard Wagner. Das an den ausführenden Chor sehr große Anforderungen stellende Werk gelang vorzüglich. Reinheit der Intonation, reichschattierte Dynamik und schwungvolle Darstellung waren besonders hervorzuheben. Interessant war der „Sonnenhymnus" für Solo-Bariton, Chor und Orchester von Franz Liszt nach Worten von Franz von Assisi. Das Werk ist im Stil alter Kirchengesänge gehalten und hat als solches etwas Monumentales an sich. Der Baritonist Jung aus Basel sang die Solopartie in sehr sympathischer und musikalischer Weise. Dasselbe ist von seinem Vortrag des Richard Straußschen Hymnus für Bariton und Orchester zu sagen. Frl. Homburger aus St. Gallen sang mit schöner Tongebung und mit warmem Ausdruck das Bußlied von Beethoven sowie „procession" und „panis angelicus" von César Franck zur Orgel; Ad. Hamm begleitete feinsinnig. — Beethovens „Chor der Gefangenen" aus Fidelio hinterließ auch diesmal wieder in der warmbeseelten Ausführung durch die Liedertafel einen nachhaltigen Eindruck. — Eingeleitet wurde das genußreiche Konzert durch Mendelssohns „Festgesang an die Künstler" für Männerchor und Orchester. In allen Vorträgen des Chores machte sich die vorzügliche Schulung und die von einer hohen künstlerischen Intelligenz getragene Leitung des Ganzen durch Kapellmeister Suter bemerkbar. Der V. Kammermusikabend brachte als Novität eine Sonate für Violoncell und Klavier (Manuskript) von Hans Huber. Das Werk gehört zum Schönsten und Bedeutendsten, was der Komponist auf diesem Gebiete geschaffen hat. Schon die Behandlung der beiden Instrumente ist so ihrem Charakter entsprechend, und die ganze Anlage der Sonate so im echten Kammermusikstil gehalten, daß das Werk schon in dieser Hinsicht als ein Muster hingestellt werden darf. Dabei fließt darin der reiche Born Huberscher Phantasie und Erfindungskraft in ungeschmälerter Fülle, und die große Gewandtheit des Komponisten in der Form, sowie seine immer gewählte Ausdrucksweise lassen dieses neue Opus des unermüdlichen Basler Meisters als eine sehr wertvolle Bereicherung der Kammermusikliteratur erscheinen. — Den Cellopart spielte mit schönem Ton Willy Treichler, und am Flügel saß der Komponist selbst, der jedesmal von neuem entzückt als Kammermusikspieler. — Das Quartett spielte an dem Abend noch Haydns Streichquartett in D-Dur, op. 76, sowie das Quartett in A-Dur, op. 18, von Beethoven. Beiden Werken wurde eine sorgfältige und musikalische Ausführung zuteil. S. E. Brl.

Zürcher Musikleben. Von den übrigen Werken des sechsten Abonnementskonzertes (18. und 19. Januar), über dessen Hauptnummer, Berlioz' „Symphonie phantastique" wir schon das letztemal referierten, nennen wir neben der Ouvertüre zur Oper „Benvenuto Cellini" desselben Meisters zunächst eine „Petite Suite" für Orchester von Claude Debussy, eine Reihe von vier höchst feinen, charakteri-

stischen Tondichtungen, aus denen weit mehr der große Stimmungsmaler als der enragierte Neuerer und musikalische Weltverbesserer zu uns spricht. In dem Solisten des Abends, Herrn F. Plamondon aus Paris, lernten wir einen Tenoristen von selten vortrefflicher Stimmbildung und glänzendem, wenn auch nicht abnorm starkem Material kennen, der mit der Szene „Le repos de la Sainte Famille" aus Berlioz', „l'Enfance du Christ" und vier Liedern „Chanson triste" und „Phidylé" von Henri Duparc, „Au cimetière" von St-Saëns und „Nocturne" von César Franck Proben feiner Interpretationskunst ablegte. Speziell das Gebiet einer weichen, zarten Sentimentalität, auf die die Vorträge zum größten Teil gestimmt waren, liegt dem Sänger ausgezeichnet. — Aus dem Monat Januar müssen wir noch in aller Kürze die Klavierabende der vortrefflichen Pianistin Télémaque Lambrino (15. Januar) und Bruno Hinze-Reinhold (22. Januar) — letzterer spielte u. a. das selten gehörte Seb. Bachsche Jugendwerk „Capriccio über die Abreise seines lieben Bruders" — sowie das gelungene Konzert von Angelo Kessissoglu (Klavier) aus Zürich und Richard Zimmermann (Bariton) aus Stuttgart erwähnen, in dem als Novität zwei feine Lieder „Sonntagsmorgen" und „Herbstveilchen" (Ged. v. B. Widmann) Kessissoglus zum Vortrag kamen. Der 24. Januar brachte überdies ein Konzert des „Lehrerinnenchors Zürich" im Konservatorium, an dem neben anderem ein neues Werk für dreistimmigen Frauenchor, Soli und Klavier, „Die falsche Prinzessin" (Ged. v. Fritz Werner) von C. Attenhofer, dem Dirigenten des tüchtigen Chors, aus der Taufe gehoben wurde.

Die musikalischen Leistungen des Februar waren bisher fast durchaus dem Andenken Felix Mendelssohn-Bartholdys gewidmet, dessen hundertsten Geburtstag wir am 3. Februar feierten. Von den beiden Meisterouvertüren, der Hebridenouvertüre und der zum Sommernachtstraum, umrahmt, brachte das siebente Abonnementskonzert vom 1. und 2. Februar in seinem ersten Teile das unvergängliche Violinkonzert, dessen Solopartie durch unseren Konzertmeister, Willem de Boer, eine ausgezeichnete Wiedergabe erfuhr. Den zweiten Teil füllte „Die erste Walpurgisnacht" für Chor, Soli und Orchester (Ballade von Goethe). Der „Gemischte Chor Zürich" bot unter Volkmar Andreaes vorzüglicher Direktion hier eine mustergültige Leistung. Von den Solisten wußten unsere einheimischen Künstler, Frau Mina Neumann-Weidele (Alt) und Herr Alfred Flury (Tenor) ihren Aufgaben in dankenswerter Weise zu genügen — wenn schon Frau Neumann sich hüten soll, nicht zu sehr in sentimentale Klagetöne zu verfallen — während Herr Dr. Alfred Haßler aus Berlin sich am 1. aus unbekannten Gründen seiner Aufgabe so wenig gewachsen zeigte, daß die Baritonpartie am 2. durch ein Vereinsmitglied, Herrn Linder, in anerkennenswerter Weise — durchgeführt werden mußte. Am dritten hielt Herr Professor Philipp Wolfrum aus Heidelberg im kleinen Tonhallesaal eine geistreiche Festrede, die ein klares — wenn auch leises — Bild des Menschen und Künstlers Mendelssohn entrollte, und Herr Dr. Haßler sang zu Fr. Nigglis Begleitung sieben der schönsten Lieder des Gefeierten, uns aufs neue von seinen prächtigen Stimmitteln und seiner temperamentvollen Vortragskunst überzeugend. Die Kammermusik vom 4. endlich brachte das Streichquartett in E-Moll, op. 44, die Sonate für Klavier und Violoncello in D-Dur, op. 58, und das C-Moll-Trio, op. 66 — gespielt von den Herren W. de Boer, Paul Essek (Geige), Joseph Ebner (Bratsche), E. Röntgen (Cello), Rob. Freund (Klavier). Die Aufführungen in ihrer Gesamtheit wußten uns aufs neue zu überzeugen, daß uns in Mendelssohn ein Künstler edelster Art gegeben war, keiner jener Großen, deren Geist Himmel und Erde in allen ihren Tiefen umspannt, aber einer jener Edlen,

Gottgeliebten, denen die Welt ein schöner Garten und das Leben ein schönes Gedicht ist und aus deren Kunst ein nie versiegender Quell feinster, liebenswürdigster Anmut rauscht.

Ein gänzlich anderes Bild gewährte das Extra-Konzert der Tonhalle mit Eve Simony aus Brüssel vom 9. Februar. Die mit gewaltigen Lobeserhebungen angekündigte Koloratursängerin wußte uns allerdings von einer außerordentlichen Kehlfertigkeit zu überzeugen, sie ist eine Stimmvirtuosin im vollsten Sinne. Dagegen läßt sich eine gewisse spröde Kühle der Stimme, die so vielen „geborenen" Koloratursängerinnen eigen, auch hier nicht ganz leugnen. Wir glauben übrigens, daß Frl. Simonys Platz weit mehr als im Konzertsaal auf der Bühne ist, wo ihren Leistungen sicher ein ganz anderer durchgreifender Erfolg beschieden sein wird. Das Orchester, unter Andreaes Leitung, spielte eine interessante Ouvertüre zu Goldonis Lustspiel „Le Baruffe Chiozotte" und einen piemontesischen Tanz (Nr. 1) für kleines Orchester von Sinigaglia, sowie ein reizendes Stück „il ruscello" für Streichorchester von Bolzoni und Rossinis Ouvertüre zur Oper „Wilhelm Tell". Rossini, Donizetti, Legrenzi, A. Lotti und N. Jomelli bestritten das Programm von Frl. Simony. W. H.

St. Gallen. Mitteilungen der Theaterkanzleien in der Presse pflegen recht flüchtig-interessierenden Charakters zu sein; heuer findet sich in denjenigen unseres Stadttheaters gelegentlich eine gelassene Aufklärung, die wohl über das Lokale hinaus Beachtung verdient. So wenn wir auf diesem Wege erfahren, daß die Dichter Ibsen, Hebbel, Grillparzer, Wied, Rostand und Esmann zusammengerechnet mit Erstaufführungen für unsere Stadt dem Theater kaum zu einer Einnahme verhalfen, die auch nur annähernd der einer gut besuchten „Dollarprinzessin" oder „Lustigen Witwe" entsprochen hätte. „Spiegelein, Spiegelein an der Wand . . ." und an die Adresse löblichen Publikums: „ . . kannst Dei lieblich's Bildle drinne schaue". In den aufschlußreichen Auseinandersetzungen, durch welche der gegenwärtige Direktor des St. Galler Stadttheaters, Paul v. Bongardt, vor einiger Zeit die lokalen Theaterverhältnisse beleuchtete, in einem Kreise, den die Leitung des Kunstvereins geladen hatte, schloß Herr v. Bongardt mit der Erklärung, wenn das Theater, bei uns wie anderswo, wirklich eine Bildungsstätte werden sollte, dann müßte es dem Volke, dem Bürger, der Allgemeinheit gehören, müßte sein Besuch jedem Bürger unentgeltlich frei stehen. Erst dann könnte es in der Art wie Museen eine wirkliche Bildungsstätte werden. Dann müßten, könnten aber auch, die seichten Waren aus dem Spielplan beseitigt werden, wäre das Beste in würdiger Form zu bieten. Dann erst bliebe Zeit, jedes zur Aufführung gelangende Werk gründlich und gediegen vorzubereiten. Würde das Theater in dieser Weise wirkliches Gemeingut der Bürger und für jeden frei, so wäre es leichter, meint Herr v. Bongardt, 150,000 Fr. für das Theater auf dem Steuerwege zusammenzubringen, wie heute auch nur Fr. 30,000 als städtische Zulage. Und käme der einzelne im „eintrittfreien Theater" auch nicht just oft ins Theater, so könnte ihm doch jedesmal eine langanhaltende Befriedigung geboten werden; beim Betrieb, wie er in solchen mittleren Theatern zurzeit sich von selbst ergibt, kann nicht ein echt künstlerisches Arbeiten sein, da er zur bedauerlichsten Überhetzung des Personals wird, das von einem Stück zum andern jagen muß. Also Herr v. Bongardt, der den Krankheitszustand mit Schärfe zeichnet, auch die Kostenziffern des Theaterbetriebs ins Feld führt. Wenn er klagt, daß, bei uns wenigstens, das große Publikum dem Theater fremd gegenüberstehe, so möchten wir als Hauptursache jene dilettierende Selbstproduktion erkennen, die auf allen Gebieten des mehr oder weniger künstlerischen Genusses, im Musikbetrieb, Theaterspielen 2c. Trumpf ist. Es müßte wieder einmal die Einsicht durchdringen, daß Kunst am besten von

Künstlern geliefert wird und das Publikum getrost einfaches, simples Publikum bleiben dürfte, statt alles selbst zu machen. Die entzückte Selbstbespiegelung in diesem Gesellschaftsbetriebe tötet den Sinn für das Bessere. F.

Aarau. Der Adolf Frey-Abend, den die literarische Gesellschaft in Verdankenswerter Weise in der zweitletzten Woche des Januar veranstaltete, war von schönstem künstlerischem Erfolge begleitet und brachte dem im Vaterlande und in deutschen Landen hochangesehenen und beliebten Dichter von seiten seiner Vaterstadt eine erfreuliche Ehrung ein. Es ist hier wohl überflüssig von Freys Bedeutung als Epiker und Lyriker zu sprechen; sein Name hat einen hellen Klang und das vor allem durch die Tiefgründigkeit des poetischen Wesens und durch die nie fehlende künstlerische Gestaltungskraft seines Trägers. So ist Aarau stolz darauf, den Dichter den seinen zu nennen.

Adolf Frey leitete den Abend ein mit der schlichten, jedes Pathos vermeidenden Vorlesung eines Kapitels aus seinem noch ungedruckten Roman „Der Zweikampf der Damen". Diese Schöpfung selbst wird Freys Debut sein in der Romanschriftstellerei. Er spielt sich im 17. Jahrhundert unter den bekannten feudalen Geschlechtern von Graffenried, de Boncourt, von Strättlingen ab. Die Situation ist mit köstlicher Frische gezeichnet, die Gestalten darin sind lebenskräftig, voll brillanter Plastik, die Handlung, mit interessanten Momenten gespickt, fließt fesselnd und prächtig unterhaltend dahin. Dann las der Dichter noch drei seiner Liebeslieder vor, von denen das zu Ehren Salomon Geßners verfaßte Zwiegespräch „Damon und Doris" und ein im heimischen Dialekt gehaltenes, von freundlichem Humor getragenes Gedicht des Vortragenden ganze Kunst als feinfühlenden Lyriker zeigten.

Den Hauptteil des Abend bestritt die geschätzte Zürcher Konzertsängerin Frl. Frida Hegar. Sie sang nicht weniger als fünfzehn Lieder, alle von Adolf Frey gedichtet und von Hegar, Brahms, Othmar Schöck, L. C. Wolf und Fritz Niggli in Töne gesetzt. Die Sängerin ging mit liebevoller Empfindung und großem Verständnis auf die Intentionen des Dichters wie der Komponisten ein, wobei ihr das schwermütige „Schlummerlied" und das stimmungsvolle „Zuflucht" wunderbar ergreifend gelangen. Das Schönste und Lieblichste bot sie endlich in den von Fritz Niggli vertonten schweizerdeutschen Gedichten, deren ganze poetische und musikalische Schönheit sie ins hellste Licht rückte und dabei vom Komponisten am Klavier vorzüglich unterstützt wurde.

Der Adolf Frey-Abend hat in Aarau einen bleibenden Eindruck hinterlassen.

Dienstag den 2. Februar sprach dann ebenfalls in der literarischen Gesellschaft vor einem sehr zahlreichen Auditorium Herr Prof. Dr. Weese aus Bern über das Thema: Wie soll man Kunstwerke betrachten. Es war von vornherein nicht Absicht des Vortragenden, in gelehrten Kunsttheorien sich zu ergehen, den Historiker aufmarschieren zu lassen, sondern er wollte an Hand von Lichtbildern, durch die Demonstration von Kunstwerken, diese direkt auf den Zuschauer sprechen lassen. Der gewünschte Effekt blieb nicht aus. Nach einer kurzen, ästhetischen Einleitung über das Hohe der Kunst ging Herr Prof. Weese gleich zur Demonstration über. Als Vorlagen dienten ihm die bekanntesten und berühmtesten Werke unserer einheimischen Künstler; es war also ein Stück Heimatkunst, Schweizerkunst, über die er in ebenso poetischer, wie geistreicher Weise sprach. Nach einigen niederländischen Meistern, zwei Abschnitten aus Holbeins „Totentanz" und einem Albrecht Dürers war es zunächst Böcklin, den er mit seiner ganzen unübertrefflichen Stimmungskunst, seiner virtuosen Beherrschung der Wirklichkeit in der Natur und mit seiner eminenten Kraft der Farbenwiedergabe in den Schöpfungen: „Triton und Nereide", „Das Schweigen im Walde", „Die Toteninsel" usw. sprechen ließ. Dann folgten Werke von Buri, Emmenegger, Giacometti und Cuno Amiet, deren impressionistische Richtung der Vortragende

mit begeisterten Worten pries. Es geschah dabei wohl mit Absicht, daß Herr Prof. Weese meist bekannte Bilder vordemonstrierte, ihre Wirkung war eine viel stärkere, als diejenige der Sujets, die den meisten unter dem Publikum fremd waren. Man mußte nur bedauern, daß der Apparat nicht auch die Farben wiedergeben konnte. Es war von höchstem Interesse, wie der Vortragende namentlich eingehend auf das Wesen des Impressionismus eintrat. Nach den Impressionisten folgte Hodler, der seinen eigenen Weg geht, der zur Einheit, zur Geschlossenheit, zur Gleichartigkeit führt. Er ist der Symboliker, die andern sind die Lyriker. Hodler hat seine Richtung nicht selbst erfunden, aber Herr Prof. Weese hat ihr den Namen gegeben, er nennt diese Richtung im Gegensatz zum Impressionismus, Eurythmie.

Der vollständig freie, von innerer Wärme gehobene Vortrag machte großen Eindruck. Es will Herr Prof. Weese aus seinen Zuhörern nicht sofort perfekte Kunstkenner machen, wie er sagte, er will ihnen nur das Leben weisen, wie es im Bilde besteht und atmet, den Moment zeigen, den der Künstler mit seinem Geiste und seiner Hand festgehalten hat. Das Betrachten eines Kunstwerkes wird immer und rein subjektiv bleiben, das alte Sprichwort: de gustibus non est disputandum wird weiterbestehen. Doch das Urteil aus fremdem Munde, aus fremder Anschauung wird auf manches und vielleicht gerade auf das Wesentliche im Bilde, in einem Kunstwerke überhaupt, aufmerksam machen können, was dem eigenen Auge entgeht. Herr Prof. Weese hat sich nicht nur als der feine Berner Kunsthistoriker vorgestellt, sondern auch als ein Künstler selber, in dessen Seele Feuer ist und Begeisterung für alles Schöne und Große. H.

Lausanne. Vier bernische Maler haben sich zu einer Ausstellung in der Grenette zusammengetan. Drei bekannte Namen, Plinio Colombi, Ernst Geiger, Traugott Senn, und ein ziemlich neuer, Werner Feuz. Von drei Seiten ist der Saal voll Licht; denn die Erstgenannten sind ausgesprochene Hellmaler. Inmitten dieser Heiterkeit ist es schwer auszuwählen, denn ein Bild teilt dem andern etwas von seiner Lebensfreude mit. Von Colombi zieht mich „die Ebene von Belp" am meisten an. Es liegt etwas Dramatisches in diesem Bilde. Die Pappeln links, die einzelne rechts, wiederum die Scheune nach links gerückt, die strahlende Leere rechts, ergeben ein lebendiges Spiel um das scheinbare und das wahrhaftige Kraftzentrum. Und dabei ist dieses Drama seines Sieges so sicher. Herrlich ist ein Teich und ungemein fein die radierten Landschaften; zu den von der Berner Weihnachtsausstellung her bekannten treten hier ein Tessinerdorf, eins der Schlösser von Bellinzona und eine Küche von jenseits des Gotthard.

Traugott Senn interessiert wohl vornehmlich durch seine streng erwogenen und geschlossenen Landschaften und Blumenstücke. Von den Seebildern gefallen mir die vom Thunersee, deren energisches Gefüge einen bessern Rückhalt an der Wirklichkeit besitzt, bedeutend besser als die vom Zürichsee, der, glaube ich, eher geeignet ist, weichere Stimmungen auszulösen.

Ernst Geiger ist am reichlichsten, mit über dreißig Bildern, vertreten. Denn daß ich das hier einfüge: diese Ausstellung stellt uns in eine klare Mitte zwischen vier in ihrem ganzen Temperament und Können erschlossene Persönlichkeiten und gehört unter die besteingerichteten, die ich je gesehen habe. Von Geiger sieht man aus früheren Jahren einige bedeutende Erinnerungen, die sich vorzüglich neben dem Neuen behaupten. So jenes samtene Hochtal im Schnee, in Lauener Bergwelt, und eines ebendaher, das an golddurchsetzten Plüsch gemahnt. Das höchste Interesse wird sich aber Bildern aus dem südlichen Frankreich zuwenden. Einem Meeresstrand, der mit sonnigen Tinten alles Rohe, selbst die wild gegeneinander geschichteten Steinblöcke, zu einem Evoe umstimmt. Einem Dolmen, der das frisch-

erblühte Land beherrscht und um seine gewaltigen Formen ordnet. Über alles schön aber ein Clair de lune. Alles ist an den Rand einer Terrasse hingeleitet, fällt aber nicht herab, ist im stillen froh und rührt sich nicht. Der Mond beströmt nur durch die blaue Nacht zwei einander zugeneigte blätterlose Kronen mit seinem Schimmer. Und wenn wir die flimmernde Gegenseite der Bäume nicht genießen können, so bleibt uns dafür vorn auf dem Gartenweg ein wundervolles Schattenspiel. Aber alles, Form, Farbenklang und die geräuschlose Bewegung ist, und das entscheidet, in ein im Grunde, im Anschaun, unlösbares Ganzes verschmolzen.

Die Auswahl ist schmal genug, die ich hier treffe. Aber noch bleiben einige Formen von Geigers Schaffen zu erwähnen. Zwar zu den Exlibris scheint nichts Neues getreten zu sein; dafür aber findet man eine interessante Autotypie, „Sturm" und ein Aquarell, das gewissermaßen die Mitte hält zwischen den Exlibris und den gediegenen Blumenstücken des Malers. Noch eins, hier ist der Raum, um die packende Sammelwirkung solcher mit klaren Farben aufgebauter Werklein auszukosten. Das gemahnt mich, nächstens einmal über deren Verwendung zu plaudern. Es wird überraschend viel zu sagen sein.

Feuz steht zwischen Giron und den Alpen. Seine Bilder zeugen noch zu sehr von einem Zwiespalt. Dunkle Tonbrandungen hier, helle Blitze und Brände dort. In zwei Bildern ist er überraschend er. In dem, das er offenbar am meisten schätzt, „Auf der Alp". Gut komponiert, gut im Ton, mit einer markanten Mitte. Und einem andern, einem auf rundem Hügel hingedehnten Hof, zu dem ein schlängelnder Weg führt: das Bild hat dieselben Tugenden wie das erste. Und nur die Tugenden. Keine Sensation. —

Das Auftreten der vier sympathischen Maler müßte, wenn es auf mich ankäme, zu einer Wiedereroberung der Waadt führen. Auch in diesem Sinne sind sie hochwillkommen. Die Ausstellung dauert vom 5.—25. Februar. J. W.

Schaffhausen. Wir haben allen Grund, mit dem bisherigen Verlauf der „Saison" zufrieden zu sein. Die letzten drei Monate haben uns musikalische, theatralische Genüsse eingetragen, deren Qualität und Quantität unserer kleinen Stadt gleichermassen zur Ehre gereichen. Das erste musikalische Ereignis der Saison war ein Konzert der Stefy Geyer, welche diesmal noch mit einem ganz andern Enthusiasmus gefeiert wurde, als bei ihrem ersten Auftreten im Vorjahre. Dem Männerchor, welcher unter der Leitung von Dr. Fritz Prelinger in der letzten Zeit offenbar starke Fortschritte macht, verdanken wir drei große, bleibende Eindrücke: in einem Schubert-Konzerte begeisterte Dr. Haßler mit seinen herrlichen Liedern das voll ausverkaufte Inthurneum; in der Kirche St. Johann entzückte wenige Wochen darauf Vivien Chartres, das Wunderkind, mit ihrem Geigenspiel eine andächtig lauschende Gemeinde. Am gleichen Orte hat neulich am 7. Februar, Frau Welti-Herzog, einem dritten Konzert des Männerchors mit ihren wundervollen Gesängen die künstlerische Weihe gegeben. Zum erstenmal hat der Männerchor, der größte Gesangverein unserer Stadt, den Versuch gewagt, seine Konzerte und damit das Musikleben der Stadt überhaupt durch Herbeiziehung eigentlicher „Musikgrößen" zu bereichern; nachdem dieser Versuch in jeder Hinsicht so glänzend gelungen ist und dem Veranstalter hohe Ehre eintrug, wird der Männerchor nicht zögern, auf dem einmal betretenen Pfad rüstig weiter zu wandern.

Über diesen Männerchor-Konzerten stehen an der ersten Stelle unseres Musiklebens die Abonnementskonzerte, welche ebenfalls unter der Leitung von Dr. Fritz Prelinger stehen. Drei von den vier Abonnementskonzerten dieser Saison sind bereits vorüber; die im Musikkollegium mitwirkenden Dilettanten haben im Verein mit den Berufsmusikern des hiesigen Stadtorchesters und der Konstanzer Regimentsmusik sehr ansehnliche Leistungen erreicht. Auch mit der Auswahl der Solisten hatte

der Leiter der Abonnementskonzerte wirkliches Glück; so hatte z. B. im dritten Konzert vom 5. Februar der Winterthurer Bariton Dr. Piet Deutsch mit Liedern von Mendelssohn, Schubert und Löwe einen außerordentlichen Erfolg. Erfreuen sich die Abonnementskonzerte fast immer des stattlichsten Besuches, so erhalten die Kammermusikabende und Orgelkonzerte nur selten ein größeres Auditorium, obgleich auch diese musikalischen Veranstaltungen sehr gute Vertreter besitzen. Dagegen haben die sog. populären Konzerte des jungen Stadtorchesters, welche gute Musik in breitere Volkskreise tragen sollen, rasch Anklang gefunden.

Auch auf literarischem Gebiete brachte die Saison bereits zwei interessante Abende. Zuerst durften wir uns an der großen Vortragskunst Dr. Emil Milans erfreuen, und kurz darauf war es das Ehepaar Wolzogen, welches uns mit seinen Liedern und Vorträgen einen stimmungsvollen Abend schuf.

Die Theatersaison begann für uns dies Jahr erst mit Neujahr. Daß unsere Stadt für einmal noch zu klein ist, um eine halbjährige Theatersaison alimentieren zu können, hat das letzte Jahr gründlich gezeigt. Wiederum steht Frl. Direktor Cornelia Donhoff an der Spitze unseres Theaters. Die künstlerische Einsicht und die Energie der Dame sind im gleichen Maße bewundernswert. Der anfänglich sehr flaue Theaterbesuch wird zusehend besser; namentlich auf dem Gebiete des modernen Dramas leistet die diesjährige Theatertruppe Gutes, gelegentlich selbst Vorzügliches. Da vergißt man manchmal die sehr primitive Ausstattung unserer Bühne. W. W.

Luzerner Tagesfragen. Als Herr Rudolf Lorenz Zürich mit einer Freilichtbühne beglücken wollte, verbaten sich die maßgebenden Kreise das Kunstgeschenk. In Lugano soll es ähnlich gegangen sein. Luzern bot ein günstigeres Feld; man gab sich der angenehmen Hoffnung hin, das internationale Fremdenpublikum werde in hellen Scharen Seelenläuterung durch die klassischen Dramen suchen, die im Gigenwald droben von deutschen Berufsschauspielern vorgeführt würden. Das Komitee legte einen Prospekt vor, der mit acht vollbesetzten Vorstellungen und einem Reingewinn von Fr. 27,000.— rechnete. Für Gründungskosten waren Fr. 280,000.— veranschlagt. Die Subskription hat in ein paar Wochen noch keine hunderttausend Franken ergeben, so daß der Plan „vorläufig" aufgegeben wird. So wenig wissen hier die Finanzleute ein sicheres Geschäft zu würdigen. Herrn Lorenz läßt man einfach ziehen. Diesmal vielleicht sogar aus den Marken des Landes!

Dafür werden andere Baufragen wieder aktuell. Kunstmuseum, städtisches Gesellschaftshaus, Konzertgebäude sind ungelöste Probleme. Nur das Friedensmuseum will endlich aus dem Provisorium heraustreten. Der Bau allein soll 450,000 Franken kosten. Diese Summe, wie die interessante Aufgabe, hätten einen Wettbewerb wohl gelohnt. Als, nach Zeitungsstimmen, ein genialer (!!) Architekt das Projekt einer sehr türmleinreichen Friedensburg vorlegte, verzichtete man auf weitere Lösungen. Und wir geben uns nicht die Mühe, den „unstreitig gefälligen Eindruck" dieses Projektes zu bestreiten.

Die Schwingergruppe von Hugo Siegwart ist jetzt im Rahmen eines baumbepflanzten Plätzchens aufgestellt. Der Kampf um kunstfremde Imponderabilien, den die Gruppe entfachte, hat natürlich das Wesentliche nicht berührt: die Eingliederung des Monumentes in den Raum. Man kann von allen Nebenfragen absehen und wird gestehen müssen, daß dieser Verherrlichung elementarer Menschenkraft ein viel weiteres, vor allem Distanz gebietendes Milieu angemessen wäre. Nachdem unsere Künstler wieder die architektonisch betonte Raumwirkung der Plastik erfaßt haben, befremdet es einem, daß sich Siegwart diesen kleinlichen Platz, dieses zierliche Postamentchen gefallen läßt. J. C.

Vortragsabende Ernst Zahn. Auf Veranlassung der Freistudentenschaft Bern hielt Ernst Zahn zwei Vortragsabende in Bern, die ihm beide einen ausverkauften Saal brachten. Ich konnte leider nur dem zweiten Abend beiwohnen, an dem Zahn statt der angekündigten Novelle „Elisabeth", eine eben vollendete Erzählung „Der Tag der Perpetua" vorlas.

Heutag im Urnerland. Jede Hand ist willkommen und begehrt, um die reiche Frucht des Sommers zu bergen. Ein Handwerksbursche vom Rhein, einer von denen, für die das ganze Leben Fasching ist, die singen und frohgemut sind, solange sie die Augen offen halten und denen das Lieben so leicht fällt, wie das Vergessen, einer von diesen sorgenleichten Burschen wird auf seiner Wanderfahrt von Perpetuas Vater für einen Tag zum Heuen gedungen. Perpetua, die Braut eines trokkenen, ehrlichen Bauern, der nur für die Arbeit lebt, wird von der lachenden Frohmütigkeit und den lustigen und innigen Liedern des fremden Burschen so gefangen genommen, daß sie, als der Mond am Himmel groß und rund aufsteigt und der Bursche weiter seines Weges zieht, ihm das Geleite gibt und am dunklen Waldrand Küsse mit ihm tauscht. Doch der Bursche zieht weiter, und in der träumenden Nacht des Waldes hört Perpetua, an einen Baum gelehnt, das Wanderlied des fremden Gesellen in der Ferne verklingen. Perpetua heiratet ihren Verlobten nicht. Sie kauft sich eine Laute und singt und spielt an lauen Sommerabenden und stillen Sonntagen Lieder, die das Volk dort oben nicht kennt.

Diese neueste Erzählung Zahns scheint mir nicht ganz auf der Höhe seiner andern Arbeiten zu stehen. So poetisch die Fabel ist, so dürftig ist sie auch. Sie reicht zu einem Stimmungsbilde aus, aber nicht zu einer ausgesponnenen Erzählung. Zahn mußte daher den Nachdruck auf die Darstellung des Unwesentlichen, Nebensächlichen legen, das er freilich mit wunderbarer Beobachtungsgabe zu schildern versteht. Daß man den Gang der Geschichte bei einiger Phantasie schon nach den ersten Seiten mit aller Deutlichkeit voraussieht, möchte ich auch nicht als Vorzug bezeichnen. Am wenigsten befriedigend fand ich den Schluß der Novelle. Meinem Gefühl nach ist der Abschluß mit jenem Augenblicke erreicht, in dem Perpetua sich von dem Burschen reißt und schluchzend sein letztes „Valleri-vallerei" durch den nächtlichen Wald klingen hört. Daß Perpetua eine alte Jungfer geworden ist und sich die Marotte des Lautenspielens zugelegt hat, kann wenig interessieren; es bedeutet schließlich nur ein Hinübergleiten ins allzu Alltägliche aus einer wundersamen Liebesnachtstimmung. — Außer dieser Erzählung trug der Dichter noch einige Gedichte vor, unter denen sich ganz wundervolle fanden, und einige freundliche, herzliche Anekdoten in Versen „Von Kindern".

G. Z.

Literatur und Kunst des Auslandes

Strauß' „Elektra". Richard Strauß' längst mit Spannung erwartete Oper „Elektra" ist am Hoftheater von Dresden, wo schon die „Salome" kreiert wurde, zum ersten Male aufgeführt worden. Es ist durchaus nicht leicht, sich aus den verschiedenen Berichten der Kritiker ein Bild dieses Werkes zu machen. Der äußere Erfolg fehlte nicht; begeisterter Jubel begrüßte den Komponisten. Aber die Vorbehalte fehlen nicht. Freilich geben die meisten Beurteiler zu, daß Hugo von Hoffmannsthals Tragödie durch die Vertonung an Wirkung gewonnen hat, während ein Hauptvorwurf gegen die Salome gerade die mangelnde Achtung vor dem